

Die falschen Schlüsse: Zwei kulturwissenschaftliche Fallbeispiele

Das Thema Minderheit, ob Minderheitenliteratur oder Minderheitensprache, steht im Fokus zahlreicher wissenschaftlicher Projekte. So auch an der Abteilung für Finno-Ugristik der Universität Wien in Lehrveranstaltungen, Abschlussarbeiten und Publikationen der Mitarbeiter.¹ Dieses Interesse ist mehrfach begründet: Die Abteilung beschäftigt sich mit Sprachen und Kulturen, die ganz oder teilweise einen Minderheitenstatus haben, so beispielsweise mit der ungarischen Sprache und Kultur in Österreich oder mit den finnisch-ugrischen Sprachen und Kulturen in Russland; die Arbeit ist dadurch bedingt, dass die Abteilung sich nicht in einem mehrheitlich eine finno-ugrische Sprache sprechenden Land befindet; und nicht zuletzt dadurch, dass sich in der wissenschaftlichen Forschung – durch Erfahrungen der letzten Jahrzehnte mit cultural studies und postcolonial theories – die Überzeugung verfestigte, dass die bedeutendsten Impulse von den Rändern, aus Untersuchung von marginalisierten Erscheinungen und so auch aus den Gegenstandsbereichen der sogenannten kleinen Fächer kommen.

Klar ist dabei, dass sowohl literaturwissenschaftliche als auch sprachwissenschaftliche Forschung das Thema Minderheit erst dann adäquat angehen kann, wenn sie kulturwissenschaftlich orientiert ist. Dazu zwei Fallbeispiele bezogen auf den kulturellen Raum, in dem in Österreich eine sogenannte autochthone ungarische Minderheit lebt, auf das Burgenland.

¹ Der Ausdruck bezieht sich auf Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, genauso wie im Weiteren sowohl von Wirtschaftsmigranten als auch Wirtschaftsmigrantinnen, Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, Autoren und Autorinnen, Schriftstellern und Schriftstellerinnen sowie Lektoren und Lektorinnen die Rede ist.

Minderheit

Das Thema „Minderheit im Burgenland“ bringt wissenschaftliche Probleme mit sich, die die Fragestellung als beinahe unmöglich erscheinen lassen. Bereits die Frage, was eine Minderheit sei, ist kaum zu beantworten, und auch die Frage, was das Burgenland sei, entzieht sich einer befriedigenden Bestimmbarkeit.

Das betreffend, was wir gegenwärtig unter Minderheiten thematisieren, also sowohl ethnische als auch nationale, sowohl religiöse als auch konfessionelle, weiters sprachliche, gesellschaftliche etc. Minderheiten, gibt es zahlreiche und zeitlich weit zurückliegende Gesetze, Verordnungen und Verträge. So stammt beispielsweise im ehemaligen Westungarn, im heutigen Burgenland, die erste, auf die kroatischen Migranten bezogene urkundliche Erwähnung, ein Eintrag in ein Urbarium, aus dem Jahr 1515. Es wurde im 19. Jahrhundert in der österreichischen Gesetzgebung über Volksstämme gesprochen, die auch im Sinne der heutigen nationalen Minderheiten verstanden werden können.² Die ersten Gesetze, die das heutige Minderheitenkonzept verwenden, sind die Friedensverträge nach dem Ersten Weltkrieg, so die für den Raum Burgenland relevanten Verträge von Saint Germain und Trianon, gültig seit 1920 und 1921. Bedeutsam ist diese begriffsgeschichtliche Differenzierung aus folgendem Grund: Es ist ein wissenschaftlich relevanter Unterschied, ob über das Thema einer zeitgenössischen Problemlage oder über das Problem selbst gesprochen wird. Wird diese Unterscheidung übersehen, werden gegenwärtige Begriffe in eine Zeit zurückprojiziert, in der es diese Begriffe und somit auch die mit den Begriffen erfassten Konzepte nicht gab. Es war selbstverständlich immer von einer bestimmten Bedeutung, welcher Nation eine Person angehörte. Entscheidend waren aber andere Kategorien, so ob man adelig ist oder nicht, ob man dem Klerus angehört oder nicht, und es gab auch die Sonderposition des Herrschers – alles Kategorien, die

² Diese Gesetze waren allerdings für den österreichischen Teil des Habsburgerreichs der gleichzeitig entstandenen Österreichisch-Ungarischen Monarchie gültig, und nicht für den ungarischen, zu dem damals das Gebiet des späteren Burgenlandes gehörte, hatten daher dort keine rechtliche Wirksamkeit. Siehe Artikel 19 des *Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867, über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger für die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder*, veröffentlicht im *Reichs-Gesetz-Blatt für das Kaiserthum Österreich* 1867 Nr. 142.

mit dem als Burgenland thematisierten kulturellen Raum mit Ende des Ersten Weltkrieges, also just in dem Moment, als dieses entstand, obsolet geworden sind. Wir können gegenwärtig genauso wenig über die Sonderstellung des Adels sprechen – obwohl diese etwa in Hinblick auf den Grundbesitz im Burgenland bis heute gegeben ist – als vor 1918 über Minderheiten.

Minderheit bezieht sich nicht allein auf die Nationalität. Selbstverständlich gibt es auch religiöse, sprachliche, sexuelle etc. Minderheiten. Dabei erweist sich der Begriff Minderheit im Gegensatz zur ursprünglichen Wortbedeutung als qualitativ und nicht quantitativ bestimmt. So gibt es mehr Frauen als Männer, Frauen bilden also zahlenmäßig eine Mehrheit, werden aber trotzdem zu den Minderheiten gezählt, weil sie in einer männlich dominierten Gesellschaft diskriminiert werden.³ Unser gegenwärtiges Konzept von Minderheit zielt also auf die Kategorisierung der Gesellschaft, um Gruppen zu isolieren, die vom Rest der Gesellschaft in ihren Rechten – und zwar insbesondere den Bereich betreffend, aufgrund dessen sie zu einer oder einer anderen Minderheit gehören – diskriminiert werden. Der Minderheitenschutz wurde also erst mit dem am Ende des Ersten Weltkrieges sich vollziehenden Bedeutungswechsel des Konzepts von Minderheit zu einer zentralen Bedeutungskomponente. So scheint die Verknüpfung von Minderheit und Burgenland zwar eine wissenschaftliche Herausforderung, aber inhaltlich begründet zu sein.

Gradmesser der Sensibilität für die Minderheitenthematik scheint zu sein, wie weit in den wissenschaftlichen, politischen, medialen und gesellschaftlichen Diskussionen auf Minderheiten bezogen differenziert wird. Die ungarische Diskussion fokussiert auf die ungarischen Minderheiten im benachbarten Ausland, also die in den nach dem Ersten Weltkrieg abgetrennten, 1938–1941 teilweise wieder an Ungarn angeschlossenen und nach dem Zweiten Weltkrieg wieder abgetrennten Gebieten leben. Alle anderen Minderheiten werden in den öffentlichen Diskussionen so weit ausgeblendet, dass sie nicht einmal als Gruppe, sondern ihre Mitglieder lediglich als teilweise illegalisierte Einzelne wahrgenommen werden.

³ Vgl. Mayer Hacker 1951.

Im deutschen Sprachraum herrscht eine größere Sensibilität. Die Themen von migrantischen und nationalen Minderheiten sind aber beispielsweise in Österreich traditionell so stark polarisierte Diskussionsbereiche, dass in der öffentlichen Diskussion wissenschaftlich adäquat zu bezeichnende Kategorien und Argumente kaum durchkommen.

Im englischen Sprachraum findet sich im Vergleich dazu ein deutlich größerer Differenzierungsgrad. So wird hier etwa zwischen freiwilligen und unfreiwilligen Minderheiten (*voluntary* und *involuntary minorities*) unterschieden. Zu ersteren wären die sogenannten Wirtschaftsmigranten zu zählen, die deshalb einwandern oder – da eine Minderheit auch ohne Migration entstehen kann – für eine Verschiebung von Staatsgrenzen eintreten, weil sie sich Vorteile in den Bereichen Wirtschaft, Bildung, politische Rechte erwarten. Zu den unfreiwilligen Minderheiten zählen jene, die sich – wie etwa im Falle des nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen Burgenlandes – durch eine neue Grenzziehung jedoch gegen ihren Willen unter neuen Mehrheitsverhältnissen befindet, oder die Gruppe jener, die – wie im Falle der Migration – von Flüchtlingen gebildet wird, die ihre Heimat unfreiwillig verlassen, weil sie dort entweder verfolgt oder von dort ausgestoßen werden.

Was die zeitgenössische Definition von Minderheit betrifft, ist nicht allein diese Differenzierung ausschlaggebend, sondern auch die Frage, ob eine Minderheit – oft zusammen mit sich mit ihr Solidarisierenden – für ihre Minderheitenrechte, also gegen Diskriminierung, für Anerkennung und aktive politische, finanzielle, gesundheitliche, bildungspolitische Unterstützung, öffentlich eintritt. Ob also Mitglieder einer Minderheit sich in Vereinen organisieren, ob sie aus der Minderheit selbst kommende Interessenvertretungen hervorbringen, ob sie die Chancen ergreifen, sich medial positiv darzustellen, aber auch ob sie durch eigene Medien, durch politische Demonstrationen, durch politische Repräsentanten am Gesellschaftsleben teilnehmen.

Bezogen auf den Begriff Minderheit ist außerdem folgende Erkenntnis von Relevanz: Betrachtet man die Gesellschaft etwas genauer, wird klar, dass sie aus einer Vielzahl von Minderheiten besteht. Selbst die in Österreich als Mehrheit wahrgenommene Gruppe (bestehend aus männlichen Personen mit deutscher Umgangssprache, die ethnisch österreichisch, heterosexuell, katholisch, im erwerbsfähigen Alter, weder geis-

tig noch körperlich oder sozial benachteiligt etc. sind) bildet nur eine Minderheit von vielen.

Burgenland

Das Burgenland ist bekanntlich seit 1921 ein österreichisches Bundesland. Dieses Gebiet kann allerdings in seiner Struktur, seinen Grenzen, seinem Werden erst dann erfasst werden, wenn es als Teil einer größeren historischen Region, nämlich von Westungarn angesehen wird, zu dem die Region bis 1921 auch politisch gehörte. Die Unmöglichkeit, den Kulturraum „Burgenland“ zu bestimmen – und somit die relevanten wirkenden Faktoren zu benennen, in Betracht zu ziehen, zu analysieren – gründet sich darin, dass es in der Diskussion um das Burgenland mehrere einander ausschließende Perspektiven gibt. Einerseits lässt sich das Burgenland als ein seit 1921 existierendes österreichisches Bundesland betrachten. Was vor 1921 war, wird dabei auf die Aspekte reduziert, die für die österreichische Geschichte und Kultur seit 1921 relevant erachtet werden. Andererseits ist der Anschluss von Teilen von drei westungarischen Komitaten an Österreich 1921 ein Bruch in einer jahrhundertlangen Geschichte, die das Werden dieses Raumes bis 1921 – und punktuell auch später – erklärt.

Was die nationalen Minderheiten betrifft, kann man in diesem Raum über die Minderheiten der Roma, der Juden, der Ungarn, der Kroaten, der Slowaken und der Deutschen sprechen.⁴ Dass diese Kategorien relativ sind, zeigt dieser geografische Bereich deutlich: Die Ungarn sind in Österreich eine Minderheit, in Ungarn die Mehrheit, genauso wie die Deutschen in Ungarn eine Minderheit sind, aber die Deutschen in Österreich eine Mehrheit. Wichtig hierbei ist, dass die Roma nicht nur sowohl in Ungarn als auch in Österreich eine Minderheit, sondern in keinem einzigen Land der Welt eine Mehrheit sind, was auch für ihren jeweiligen Minderheitenstatus bestimmend ist. Es ist ebenfalls wichtig zu bemerken,

⁴ Die Unterscheidung zwischen Deutschen und Deutschsprachigen in diesem Absatz ist bezogen auf das Burgenland historisch relevant, hieß doch um das Entstehen des Burgenlandes, um 1921, das Land, an das die Region angeschlossen wurde, der Eigeninterpretation nach nicht Österreich, sondern Deutschösterreich.

dass der Ausdruck „deutsch“ hier mehrdeutig ist. Was die deutsche Minderheit und Mehrheit betrifft, ist es daher wesentlich, dass hier zwischen Deutschen und Österreichern unterschieden werden muss, wobei die Trennung zwischen nationaler Minderheit und Mehrheit und sprachlicher Minderheit und Mehrheit eine wissenschaftliche Herausforderung ist.

In Ungarn gibt es seit der Entstehung des Landes Ende des 9. Jahrhunderts eine deutsche Minderheit. Bezogen auf den Raum Westungarn ist eine wesentliche Änderung mit der Entstehung des Burgenlandes nach dem Ersten Weltkrieg eingetreten. Der Großteil der deutschen Minderheit dort wurde nun Teil der österreichischen Mehrheit. Die Beschaffenheit dieser dabei entstandenen, nun burgenländischen, Mehrheit war allerdings durch die Entwicklungen der vorigen Jahrhunderte bestimmt, und sie war daher heterogen. Es waren aus den österreichischen Erbländern hergezogene Personen genauso dabei wie deutschsprachige Kroaten, Ungarn oder Juden, es waren Nachkommen von national gemischten Familien – in denen eine eindeutige ethnische Zuordnung nicht möglich ist – und es waren sogenannte Schwaben und sogenannte Sachsen, die also deutschsprachig, aber nicht österreichisch im Sinne von aus den österreichischen Erbländern stammende Deutschsprachige waren. Diese nationale Uneindeutigkeit blieb im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts relevant, so etwa, als nach dem Zweiten Weltkrieg Teile der deutschen Minderheit aus Ungarn vertrieben wurden. Nur wenige dieser Vertriebenen ließen sich im Burgenland nieder. Vom Burgenland aus wurde die Angelegenheit aber für die eigenen Zwecke instrumentalisiert. So wurde die Zeitschrift *Burgenländisches Leben* ab 1950 durch den Österreichischen Burgenlandbund herausgegeben, der entstanden war, um die 1946 von Ungarn ausgesiedelten Deutschen zu unterstützen. Das Heimholen der sogenannten Ostburgenländer wurde für den ersten Landeshauptmann nach dem Zweiten Weltkrieg, Ludwig Leser, zum politischen Programm.

Mora

Wissenschaftliche Objekte sind immer konstruiert. Auch Personen, die wissenschaftlich erfasst werden, werden bei diesem „Fassbar-Machen“

auf forschungsrelevante Aspekte reduziert. An diesem Konstruktionsprozess sind sowohl der Wissenschaftler als auch die Person, die Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung wird, beteiligt. Ob Auskunftspersonen einer sprachwissenschaftlichen Erhebung oder Autoren von literarischen Texten, wesentlicher Teil der wissenschaftlichen Arbeit ist, mit der Untersuchungssetzung ins Klare zu kommen, und zwar sowohl bei der Konzipierung des Untersuchungsvorganges als auch bei der Auswahl der Auskunftspersonen oder bei der Analyse des so gewonnenen empirischen Datenmaterials. Autoren von literarischen Texten sind auf eine noch komplexere Art konstruiert. Der reale Autor – wobei es auch um eine Autorengruppe oder um eine Gruppe bestehend aus Schriftstellern und Lektoren gehen kann – entwirft mit seinem literarischen Text auch einen fiktiven Autor mit. Falls der literarische Text autobiographische Bezüge enthält, ist es eine literaturwissenschaftlich relevante Aufgabe, das Verhältnis zwischen „Autor“ und autobiographischer Figur zu berücksichtigen. Falls ein Autor zu seinen Texten auch „außerliterarisch“ – in Form von Interviews, Kommentaren, sog. poetologischen Texten oder anderen Arten von Sachtexten – Stellung bezieht, wird auch so eine Figur konstruiert, die das bisherige ergänzt. Verlage sind bemüht, ihren Autoren eine möglichst markttaugliche Identität zu geben. Kritik, Publikum und Literaturwissenschaft fühlen sich berufen, weitere Quellen über einen Autor zu eröffnen, auch indem der reale Autor kontaktiert wird und die Erfahrungen aus der Kontaktaufnahme in die Literaturkritik oder wissenschaftliche Abhandlung Eingang finden. Dabei finden unvermeidlich Verkürzungen, Hervorhebungen, Akzentuierungen, Interpretationen, Übersetzungen in andere Codes – von privaten in öffentliche, von vorwissenschaftlichen in wissenschaftliche – statt. Erweckt ein Autor langfristig Interesse, können sich diese Annäherungsweisen zyklisch wiederholen.

Ein Beispiel für die Konstruktion von literarischen Figuren ist „Terézia Mora“. Die Autorin wird sichtbar sowohl in Erzählungen, in denen zahlreiche Figuren autobiographisch motiviert sind, als auch aufgrund von autobiographischen Texten in Poetikvorlesungen und Interviews. Hier geht es also um die Figur Terézia Mora, wie sie in Texten – verschriftlichten Interviews etc. – erscheint.

Mora entwarf sich Ende der 1990er Jahre als junge Autorin, die sich in Berlin etabliert, eine exotische Vergangenheit hat, Terézia Mora

heißt, der Dystopie des Ostblocks entkommen ist und sich ihrer Vergangenheit stellt: mit geheimem Text, Kindheitsperspektive, Studium der Hungarologie und Erfahrungen im Drehbuchschreiben. Ihre ersten Texte *Durst* und *Der Fall Ophelia* haben ihr diesen Ruf eingebracht. Parallel dazu baute sie eine Karriere als Übersetzerin auf.

Die erfolgstechnisch entscheidenden Jahre für Mora waren 1997 und 1999. 1997 nahm sie kurzentschlossen mit ihrem ersten Prosatext *Durst* an einem literarischen Wettbewerb teil, den sie gewann, und bei dem sie vor allem einen Lektor des Rowohlt-Verlags kennenlernte. Sie wurde für zehn ähnliche Texte unter Vertrag genommen. So entstanden die Erzählungen der 1999 publizierten Sammlung *Seltsame Materie*:

[...] damals, 1997. Im Herbst [...] als Terézia Mora zum ersten Mal öffentlich las. Sie hieß damals noch Terézia Kriedemann [...]. Lektoren und Agenten drängten sich nach ihrer Lesung ins Gespräch mit ihr, aber ein Lektor des Rowohlt-Verlags wich wie ein Eiskunstlauftrainer nach der Kür nicht von ihrer Seite und flüsterte, als sie schließlich den Preis gewann: „Hab‘ ich’s dir nicht gesagt“, und gab ihr, obwohl es damals nur diese eine Erzählung gab, einen Vertrag.⁵

Das Buch erschien im Oktober, als gerade die Frankfurter Buchmesse stattfand, und zwar mit Ungarn als Schwerpunktland. Bei jeder Besprechung des Bandes wurde erwähnt, dass eine weitere Erzählung daraus, *Der Fall Ophelia*, im Juni des Jahres den Klagenfurter Ingeborg-Bachmann-Preis gewonnen hatte. Entscheidend dabei war, dass Mora deutsch schrieb, also einen direkten Zugang zum Gastland eröffnete, für den die Übersetzung aus einer exotischen Sprache nicht notwendig war, und damit eine authentische Binnensicht der dortigen deutschsprachigen Minderheit vermittelte. Was das bedeutet wurde an ihrem Beispiel mehrfach formuliert.

⁵ Weidemann 2004: 27.

Wie aber kommt eine Ungarin dazu, auf Deutsch zu schreiben? Als sie begann, Prosa zu verfassen, habe sie der ganze Zitätenmüll ihrer ungarischen Schulzeit daran gehindert, eine eigene Sprache zu finden, erklärt Mora. Diese habe sie sich erst im Deutschen, ihrer zweiten Muttersprache, erarbeiten können. Ein „exterritorialer Zustand“ sei das. Der aber erlaube es ihr, das zu machen, was sie wolle.⁶

Eine andere Formulierung findet sich in einer zwei Jahre später erschienenen Besprechung von *Seltsame Materie*. Hier geht es nicht mehr um Zitätenmüll, sondern um einen Zitatenschatz:

[...] soweit ich mich erinnern kann, war mein Leben von Zitaten überhäuft, und als ich auf ungarisch irgendwelche nie fertiggeschriebenen Texte aufschrieb, da habe ich all diese Zitate darin gespürt, und das hat mich gestört und ich mußte dann Deutsch tatsächlich als literarisch brauchbare Sprache entdecken und dann innerhalb dieser Sprache [...] meine eigene; das schien mir im Deutschen leichter zu sein. Es war für mich zwar schwerer zu wissen, wo man das Komma hinsetzt, aber andererseits waren die Wörter für mich unverbraucher. Ich fühlte mich als Ungarin, die in Deutsch schreibt, ein bißchen exterritorial und das habe ich eben jetzt als Chance begriffen. Ich sagte mir: So, jetzt bist Du offensichtlich weder ein Teil der ungarischen noch der deutschen Literatur, denn du bist eigentlich keine Deutsche, und das ist wundervoll, denn du kannst machen, was du willst.⁷

In ihrer Salzburger Poetikvorlesung *Geheimer Text* schließlich geht es 2016 um Zitate, also um die Stellen aus der ungarischen Literatur, die für fast alle Leser undechiffrierbar, eben als geheimer Text, Eingang in ihre Literatur fand.

In *Geheimer Text* verrät Mora auch einiges davon, wie sie ihr Minderheitendasein sieht:

Was nun meine Familie anbelangt, waren wir mit Sicherheit die letzten 400 Jahre dabei. Mein Urgroßvater hieß mit Nachnamen Sumalowitsch, seine Vorfahren werden also, wie die Mehrheit der Burgenlandkroaten, während der Türkenkriege aus Dalmatien eingewandert sein. Da der Ort, in dem sie sich niederließen, zwar seit mindestens dem 12. Jahrhundert zur ungarischen Krone

⁶ Kramatschek 1999: 179.

⁷ Kramatscheck 2001.

gehörte, aber zu 90 % von Deutschsprachigen bewohnt war, assimilierten sie sich innerhalb von zwei Generationen und wurden ebenfalls deutschsprachig. Selbst als 1921 das Dorf endgültig zu Ungarn kam, blieb es deutschsprachig und hatte nur eine deutschsprachige Schule. Erst der Zweite Weltkrieg, die Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung und die Errichtung des Eisernen Vorhangs haben dazu geführt, dass Mitte der 1950er Jahre meine Mutter als erste in der Familie ungarisch schon im Kindergartenalter erlernte. Die erste in der Familie, die es fehlerlos kann. Ich bin die zweite und eventuell letzte.⁸

Diese autobiographische Anmerkung enthält eine Reihe von diskussionswürdigen Behauptungen: Der Ort, in dem die Familie Sumalowitsch sich niederließ, ist Fertőrákos, am Westufer des Neusiedlersees. Damals, als sie sich „vor 400 Jahren“, also 1616 dort niederließen, gehörte die Gegend zum Komitat Sopron und war somit in Ungarn. Da der mittlere Teil von Ungarn damals bereits seit beinahe einhundert Jahren osmanisch besetzt war, galt das Land als „dreigeteilt“. Die Mitte war Teil des Osmanischen Reiches, der westliche Streifen hieß Königreich Ungarn, hier herrschte König Mátyás II. von Habsburg, der zugleich auch jenseits der Grenze, im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, als Erzherzog, Kaiser etc. einiges an Macht besaß. In beiden Ländern fanden Binnenmigrationen statt. So migrierten zahlreiche Serben innerhalb des Osmanischen Reichs von den Gebieten des vormaligen Königreichs Serbien in das Gebiet des vormaligen Königreichs Ungarn. Der Ort, in welchem Mora aufwuchs, war übrigens Petőháza, ca. 30 km südostwärts, und nicht Fertőrákos. Petőháza war ab dem 16. Jahrhundert mehrheitlich kroatisch bewohnt, gilt heute aber nach Assimilation und demographischen Änderungen als ungarisch. Es war im Gegensatz zu Fertőrákos nicht deutschsprachig, und es fand 1921 hier auch keine Volksabstimmung über die Zugehörigkeit zum gerade entstehenden Burgenland statt.

Da Kroatien von 1300 bis Ende des Ersten Weltkrieges zur Ungarischen Krone gehörte, war die Wanderung von Kroaten in der osmanischen Zeit keine Einwanderung, sondern Binnenwanderung. Diese Binnenmigration Richtung Nordwesten fing bereits vor 1527 – als die Ungarn den Osmanen in einer Schlacht militärisch unterlagen – an und zwar deshalb, weil der kroatische Teil von Ungarn bereits vorher durch die von

⁸ Mora 2016: 10f.

Südosten anrückenden Osmanen bedroht war. Diese Binnenmigration setzte sich in mehreren Wellen weit ins 17. Jahrhundert hinein fort. Es ist freilich auch möglich, dass die Familie Sumalowitsch erst später in einen mehrheitlich deutschsprechenden Ort kam. Die Anmerkung von Mora:

In ungarischer Schreibweise Szumálovits, wobei beide Schreibweisen, sowohl die deutsche als auch die ungarische, vermutlich Ergebnis falscher Buchstabierung sind. Im Kroatischen gibt es den Namen in dieser Form nicht. Möglicherweise hieß es einst Somanovic?⁹

lässt darauf schließen, dass sie keine Dokumente aus der Zeit von 1616 besitzt, sondern hier eine vermeintliche Geschichte rekonstruiert. Das scheint auch folgende Bemerkung Moras aus einem Kochbuch zu bestätigen:

Die Erfahrung zeigt, daß keine Erinnerungen in einer Familie überleben, die länger zurückreichten als bis zu den Urgroßeltern. Also stammt dieses Rezept von meiner Urgroßmutter. Sie war, wie mutmaßlich alle anderen in der Familie vor ihr und keiner mehr nach ihr: Kleinbäuerin. Ihr Name war Barbara Strassner. Das zu erwähnen ist absolut nicht notwendig, aber ich tue es, weil ich es kann, und die einzige andere Verewigung ihres Namens in Textform bislang die Aufschrift auf ihrem Grabstein war. Sie und ihr Mann (Franz Sumalowitsch oder Ferenc Szumálovits; in deutscher bzw. ungarischer Rechtschreibung) hatten einige Felder und einmal im Jahr 1 Schwein, das sie vor Weihnachten schlachteten.¹⁰

Genauso diskussionswürdig ist die Behauptung „aus Dalmatien eingewandert“: Dalmatien stand seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts unter der Herrschaft Venedigs und war im Gegensatz zu Kroatien und Slawonien nicht mehr wie in den drei Jahrhunderten bis dahin Teil von Ungarn. Dalmatien war zwar von den osmanischen Kriegen betroffen, eine zahlenmäßig bedeutende Migration in das Gebiet des Königreichs Ungarn fand aber nicht statt. Daher ist es also möglich, dass die Sumalowitschs aus Dalmatien einwanderten. Sie waren aber damit im Vergleich zu der Mehrheit der Kroaten Westungarns die Ausnahme. Dies-

⁹ Mora 2016: 10.

¹⁰ Mora 2012: 43f.

bezüglich scheint es unter den Burgenlandkroaten auch eine Fehlannahme zu geben. Der heute in Eisenstadt lebende Sprachwissenschaftler Nikolaus Bencsics erklärte dazu in einem Gespräch:

Die westungarischen Kroaten kamen während der osmanischen Zeit nicht aus Dalmatien. Es ist ein alter Irrtum, dass wir von der Küste kommen. Der čakavische Dialekt war im 16. Jahrhundert in Slawonien und Kroatien verbreitet. Die bis Anfang des 20. Jahrhunderts verwendete Bezeichnung Wasserkroaten geht vermutlich auf eine mundartliche Verwechslung zwischen Bosner und Wasser zurück, wo Bosner als Woasner ausgesprochen wurde, woraus in der Normsprache Bosner wurde. Dies weist darauf hin, dass die Kroaten des heutigen Burgenlandes auch aus Bosnien kommen.¹¹

Wie lässt sich die Bemerkung in *Geheimer Text*, dass der Ort „seit mindestens dem 12. Jahrhundert zur ungarischen Krone gehörte“, verstehen? Die erste Erwähnung von Fertőrákos stammt aus dem Jahr 1199. In einer Schenkungsurkunde wird er Racus genannt, den Namen trug der Ort bis 1906, als er von Rákos zu Fertőrákos umbenannt wurde. Wann Rákos gegründet wurde, geht aus der Erwähnung von 1199 nicht hervor. Dass das Gebiet aber seit Ende des 9. Jahrhunderts zum gerade entstehenden Ungarn gehörte, ist nicht zu bezweifeln. Die Grenze zum Ostfränkischen Reich war in den ersten Jahrzehnten der Fluss Enns. In den darauffolgenden Jahrzehnten, bis ca. zur Jahrtausendwende, wanderte sie zu den Flüssen March-Leitha-Lafnitz, was dann mehr als eintausend Jahre lang bis 1921 galt.

Genauso die Fortsetzung: „aber zu 90 % von Deutschsprachigen bewohnt war“ – seit wann Fertőrákos zu 90 % deutschsprachig war, ist mangels entsprechender Dokumente nicht zu sagen. Ob es im 12. Jahrhundert der Fall war, wie Mora hier suggeriert, ist genauso unbekannt. Die Angaben aus den neuzeitlichen Volkszählungen, in denen auch die Sprachzugehörigkeit erhoben wurde, erlauben keine begründeten Rückschlüsse auf Zustände früherer Jahrhunderte.

Die Angabe aus *Geheimer Text* sind also zu hinterfragen. So auch folgende: „assimilierten sie sich innerhalb von zwei Generationen“. Die

¹¹ Telefongespräch am 20. 7. 2021.

Angaben „vor 400 Jahren eingewandert“, seit „340 Jahren deutschsprachig“ sollen den Anschein von gesichertem Wissen erwecken.

Genauso die nächste Stelle: „als 1921 das Dorf endgültig zu Ungarn kam“ – Fertőrákos war vor 1921 bei Ungarn und nach 1921 auch. Im Dezember 1921 gab es eine Volksabstimmung, die im Ort für Österreich ausging, aber in Sopron und den umliegenden Dörfern für Ungarn. So blieb Fertőrákos weiterhin bei Ungarn.

„Erst der Zweite Weltkrieg, die Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung und die Errichtung des Eisernen Vorhangs haben dazu geführt, dass Mitte der 1950er Jahre meine Mutter als erste in der Familie ungarisch schon im Kindergartenalter erlernte“ – dabei ist wohl die Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung relevant, wobei nicht die Deutschsprachigen, sondern die sich zum Deutschtum Bekennenden (also z. B. nicht die deutschsprachigen Kroaten) entsprechend den durch die Alliierten beschlossenen Artikel XIII der *Mitteilung über die Dreimächtekonferenz von Berlin* (Potsdamer Abkommen) vom 2. August 1945, wie es im Gesetzestext wörtlich heißt, „überführt“ wurden – was nicht bedeutet, dass diese „Überführung“ zu verharmlosen wäre. Natürlich wurden dabei ungarische Bürger aus ihrer Heimat ausgesiedelt. Bekannter- und dokumentierterweise missbrauchten die ungarischen Behörden dabei ihre Macht vielfach. So wurde der Beschluss nicht so umgesetzt, wie die Alliierten das vorgesehen hatten. Es sind also nicht allein die Sumalowitschs in Ungarn geblieben, sondern von den ca. 380.000 „Deutschen“ ca. 185.000.

Und schließlich: „Die erste in der Familie, die es fehlerlos kann“ – väterlicherseits heißt die Familie Bögi und ist ungarisch, also gilt Obiges für die Familie der Mutter, die mit ihrem Geburtsnamen bereits Németh hieß, und nicht für „die Familie“.

Aus Minderheitenperspektive ist es auch merkwürdig, dass in Moras Identitätsbildung bis zum Urgroßvater die Männer bestimmend sind (Sumalowitsch), ab dann mit Barbara Strassner, verheiratete Sumalowitsch, Terézia Sumalowitsch, verheiratete Németh, Terézia Németh, verheiratete Bögi und Terézia Bögi, verheiratete Kriedemann die

Frauen und ihre Frankfurter Poetikvorlesung mit einer Geschichte über ihre Tochter anfängt.¹²

Namen spielen also offenbar eine Rolle im Entwurf der eigenen auch schriftstellerischen Identität von Mora. So in einem Text über die Zwangsarbeiter in Fertőrákos am Ende des Zweiten Weltkrieges:

Der Gemüsegarten meiner Urgroßmutter befand sich hinter der Richtung Neusiedlersee fallenden Seite der Hauptstraße. Der Garten jenes Hauses, in dem sie vor den Einsiedlungen¹³ wohnten, endete hingegen unmittelbar dort, wo die Zwangsarbeiter die Schanze¹⁴ gruben. „Am Anfang“ erzählte meine Urgroßmutter meiner Großmutter „trugen sie noch schöne Kleider, Juden aus Pest, sie hatten noch viel Kraft, sie sind gut vorangekommen“. Wie oft meine Urgroßmutter während des harten Winters von 1944/45 denselben Weg zu ihrem Gemüsegarten ging wie die Gefangenen, weiß ich nicht. Es gibt auf jeden Fall eine Familienlegende darüber, dass ein SS-Offizier meiner Urgroßmutter sagt, sie solle es nicht wagen, mit den Gefangenen zu sprechen oder Brot oder Wasser denen zu geben, ansonsten endet sie auch unter ihnen. (Anm: nach der mündlichen Mitteilung meiner Großmutter, Terézia Sumalowitsch, verheiratete Németh geb. 1932 [...] Die Zentrale der SS war im Bischofspalais, vom Haus meiner Urgroßmutter in die andere Richtung einhundert Schritte entfernt.) Meine Urgroßmutter ist 1969 gestorben, mein Urgroßvater 1978. Die letzten Zeitzeugen, die ich innerhalb der Familie noch erreichen könnte, sind meine Großeltern. In jenem Winter waren sie 10 bzw. 12 Jahre alt. Meine Großmutter hat über diese Zeit in ihrem Leben drei Sätze gesagt, und die auch erst nach großen Anstrengungen.¹⁵

Mit ihrer eigenen Namensbildung lässt sich der Prozess der Identitätsbildung von Mora ebenfalls verdeutlichen. Ihr Geburtsname war Terézia Bögi. 2013 kommentierten ungarische Zeitungen ihren Erfolg so: „Terézia

¹² Mora 2014: 5ff.

¹³ Das Wort *betelepítés* im ungarischen Original bezieht sich auf die Ansiedlung der durch den sogenannten Tschechoslowakischen Bevölkerungsaustausch nach Ungarn übersiedelten Bevölkerung, die in Fertőrákos in die leer gewordenen Häuser der aus Ungarn ausgesiedelten Deutschen einzogen.

¹⁴ Die Zwangsarbeiter arbeiteten an dem sogenannten Reichsschutzwall, eine Verteidigungslinie des Deutschen Reiches gegen die anrückende sowjetische Rote Armee.

¹⁵ Mora und Fiziker 2016: 370f. Übersetzung K. K.

Mora (ursprünglich: Terézia Bögi) gewann bei ihrem zweiten Versuch den Deutschen Buchpreis.¹⁶ Eine Namensänderung fand allerdings bereits vorher statt. 1997 trug sie noch einen deutschen Namen.

Ich kam unter meinem Ehe-Namen, einem kerndeutschen Namen, zum Verlag, aber ich wollte nicht unter dem Namen meiner Schwiegermutter veröffentlichen. Dann hat der Verlag herausgefunden: Oh Gott, Sie sind ja Ungarin! Mora ist übrigens auch nicht mein richtiger Name. Ich wollte einen Namen wählen, dem man nicht sofort anhört, wo er herkommt. Ich wollte mich maskieren.¹⁷

Anlässlich einer Lesung in Bratislava 2015 fand folgendes Gespräch statt:

Lívia Paszmár: Wie und warum wurde aus Terézia Bögi Terézia Mora? Haben Sie es auch mit anderen Schriftstellernamen versucht?

Terézia Mora: Als ersten schriftstellerischen Akt habe ich mich umbenannt, da ich weder unter dem Namen meines Vaters noch meiner Schwiegermutter schreiben wollte, sondern unter meinem eigenen. Mora wurde zufällig gewählt, was zu weit führen würde, hier zu erzählen. Ich habe nicht daran gedacht, dass er Ferenc Móra zu ähnlich ist, und jetzt ist es zu spät.¹⁸

Der ungarische Schriftsteller Ferenc Móra lebte zwar 1901–1902 im später zum Burgenland gehörenden Felsőölvő. So wäre es nicht unmöglich, dass Terézia Bögi resp. Kriedemann, mit ihrer stark durch die „Grenze“ geprägten Identität, in Anknüpfung an einen bekannten ungarischen Schriftsteller einen ähnlich klingenden Namen wählt. Was Mora heißt, wird aber von der Schriftstellerin absichtlich im Unklaren gelassen. Deutungsvermutungen sind dadurch freilich nur nahegelegt. So ist es, wenn nicht nach Ferenc Móra, vielleicht kroatisch zu lesen. Ihr überdeutlicher Versuch in *Geheimer Text*, sich als Mitglied der kroatischen Minderheit zu positionieren, deutet zumindest in diese Richtung. In diesem Fall würde es ins Deutsche übersetzt Alp und Alptraum heißen, oder da Mora der Genitiv von More, also Meer ist, wären folgende Namen möglich: Terézia Alptraum oder Terézia des Meeres.

¹⁶ N. N. 2013. Übersetzung K. K.

¹⁷ N. N. 2005.

¹⁸ N. N. 2015. Übersetzung K. K.

Die Texte von Mora sind stark autobiographisch. Ihre ersten Erzählungen spielen in im Text selbst nicht explizit benannten, aber durch die Beschreibungen leicht identifizierbaren Orten und Zeiten. Was die Schriftstellerin selbst auch immer wieder bestätigt. So sagt sie 36-jährig: „*Seltsame Materie* ist [...] eine Zusammenfassung dessen, was ich in der (heute, ca.) ersten Hälfte meines Lebens [...], bis zu meinem Fortgang aus Ungarn, gelernt habe.“¹⁹ Die Puzzleteile ihrer Texte fallen an ihren Platz, sobald man – aus der Literaturkritik – weiß: sie ist in Petőháza aufgewachsen. *Der Fall Ophelia* spielt dort. Dass die Erzählungen *Der See* in Fertőrákos und *Ein Schloß* in Fertőd spielen, erschließt sich auch un schwer, wenn man auf die Details der Texte achtet. Der Leser hat ständig das Gefühl: es geht hier zumindest im selben Ausmaß um Demaskierung wie um Maskierung.

Die Informationen, aufgrund deren man sich ein relativ genaues Bild über den Konstruktionsprozess von Terézia Mora machen kann, stammen oft aus weniger offensichtlichen Quellen, wie einem Modejournal, einem Kochbuch oder einem zeithistorischen Essay. Stellen aus *Stern* und *Vogue* enthalten also wesentliche Informationen zu dem, was das Autorinnenimage von Terézia Mora formte. Das so entwickelte Image trug natürlich auch zum literarisch begründeten finanziellen Erfolg bei.

Vasvörösvár

Sprachwissenschaftliche Erhebungen sollten natürlich wie alle wissenschaftlichen Tätigkeiten gelernt werden. Die dabei gesammelten Erfahrungen fließen allerdings erst fragmentarisch in die fertige wissenschaftliche Arbeit. Vieles, was zwar forschungsrelevant, aber nicht direkt für das angesetzte Forschungsziel auswertbar ist, geht verloren. So insbesondere das nichtwissenschaftliche Beiwerk, das aber durch subjektive Rückerinnerungen auf Forschungsszenarien oft die ausschlaggebenden Details verrät.

Ein langjähriger Mitarbeiter der Abteilung für Finno-Ugristik der Universität Wien erinnert sich 2021 an einen Studienbesuch im burgenländischen Rotenturm, bis 1921 Vasvörösvár:

¹⁹ Mora 2007: 2.

Károly Rédei organisierte eine sprachwissenschaftliche Erhebung, wir waren auf der Suche nach lokalen Sprachvarianten, so z. B. nach lokalen Namen von Pilzen. Er wollte uns in die Methoden der sprachwissenschaftlichen Feldarbeit einführen, als Finno-Ugrist hatte er nicht vor, zur ungarischen Dialektologie zu arbeiten (obwohl er gelegentlich eine gleichnamige Vorlesung hielt). Rédei wollte uns die Technik der sprachwissenschaftlichen Feldarbeit zeigen. Er hat in der Sowjetunion bei den Komi (früher auch Syrjänen genannt) so gearbeitet. Wir waren daher nicht wirklich vorbereitet, wir hatten keine geeignete technische Ausrüstung, wir haben nichts notiert und das mit einem Magnetofon aufgenommene Material nicht ausgewertet. Die Aufnahme ist in den Jahren genauso verloren gegangen wie das Magnetofon. Aber es waren sowieso nur die aufgezählten Pilznamen darauf. Es war also im Wesentlichen ein spontaner Ausflug, und deshalb nach Rotenturm, weil die Mutter und Großmutter eines unserer Kommilitonen, Attila Dobó, dort wohnten, in unmittelbarer Nachbarschaft der damaligen Ruinen des Erdódi-Schlusses, in einem Bauernhaus. Von diesen drei lebt inzwischen keiner mehr.

Der Ausflug war irgendwann 1981, weil damals, im Mai 1981 fand eine Volkszählung statt. Wir sind auch etwa zu der Zeit dort gewesen, es war schon ziemlich warm, daran kann ich mich gut erinnern. Ob wir vor oder nach der Volkszählung dort waren, weiß ich nicht mehr. Drei Dinge sind in meiner Erinnerung geblieben. Das eine ist, wie wunderbar schön die Großmama gesprochen hat, und wie natürlich, ohne etwas vorzuspielen. Wir haben sie dummerweise nur bewundert aber keine Tonaufnahme ihres langsamen Redeflusses gemacht, obwohl sie sicher zugestimmt hätte. Das zweite bezieht sich ebenfalls auf die Sprache, und auf ein Ereignis in einem Gasthaus. Wir haben uns auf ein Bier hineingesetzt, und als wir tranken, sagt uns Rédei, dass wir die Interviewkandidaten auch selbst suchen können, wir brauchen nicht darauf zu warten, dass der lokale Priester oder Notar die Leute in die Schule oder in die Pfarre bestellt, so wie in Unterwart und Oberwart. Er ist gleich zu den biertrinkenden Männern am Nachbartisch getreten und sprach den einen an: »Ich bin Károly Rédei, Sprachwissenschaftler. Wir sammeln hier. Wie heißen Sie denn?« Worauf er: »Ihász János«. Darauf Rédei: »Sie haben aber einen schönen Namen! Obwohl Ihász-Juhász²⁰ eher in der Tiefebene üblich ist, sind Sie etwa von dort?« Der Biertrinker hörte ihn an und antwortete in lokalem Dialekt: »I haaß János.« Wir sind alle über den Erfolg des großen Sammlers in Lachen ausgebrochen.

²⁰ Im Ungarischen bedeuten beide Schäfer.

Aber er gab nicht auf. Die zwei Geistlichen – der katholische Pfarrer Ferenc Galambos und der reformierte Pfarrer Imre Gyenge – baten einige ältere Frauen, uns für kurze Zeit als Auskunftspersonen zu Verfügung zu stehen. Diese wurden aber in den letzten Jahren von so vielen Sprachwissenschaftlern befragt, dass sie schon professionelle Interviewkandidatinnen waren und wussten schon vor den Fragen, was und wie sie antworten müssen. So hat Rédei wieder die Initiative ergriffen, dass wir hinausgehen und spontane Interviewkandidaten suchen sollen. Das war das dritte, was mir in der Erinnerung blieb. Wir sprachen eine alte Frau beim Gemüsebeet an, die uns nach ein paar Pilznamen fragte, »was wir eigentlich wollen, was treibt uns, sollen wir ehrlich sagen.« »Wir sind zu sammeln da.« »Aber für welchen Zweck? Wem geben wir das weiter?« »Niemandem, an der Universität hören das die Studierenden an, wie hier gesprochen wird etc.« Die Frau hat Mut gefasst und erzählte, sie »frage das deshalb, weil unlängst irgendwelche Herren hier im Dorf waren, und die Ungarischsprechenden bedrohten, dass sie entweder ihre Pension verlieren oder im schlimmsten Fall nach Ungarn abgeschoben werden, falls sie bei der Volkszählung angeben, sie wären Ungarn. Die korrekte Antwort, die sie angeben müssen lautet Österreicher ungarischer Muttersprache« – damals gab es noch keine Unterscheidung zwischen Österreicherin und Österreicher. Das war so absurd, nicht nur gesetzwidrig, sondern wahnsinnig, Pension verlieren, Abschieben, dass ich nachfragte: »Haben sie das gesagt? Und Sie haben das geglaubt?« Darauf sie: »Die Alten, die es erlebten, was hier nach der ungarischen Zeit war, sie haben das geglaubt.« Sie wird damals etwa 60 Jahre alt gewesen, also um 1920 geboren sein, unter Alten hat sie die Älteren als sie gemeint, die beim Imperiumswechsel, um 1920 vielleicht, ältere Kinder waren. Ich habe natürlich gefragt: »Wie war es damals, würden Sie erzählen?« Da kam aber ihr Sohn dazwischen und führte sie ins Haus – vielleicht hatte er auch Angst, dass seine Mutter sich verplappert.

Ich habe später erfahren, dass es damals Atrozitäten gab. Die schon damals ganz überwiegend deutsch- bzw. kroatischsprachige Bevölkerung hatte den Machthabern der „ungarischen Reichshälfte“ nicht nur die ungarischsprachige Grundschule verübelt, d. h. dass wohl oder übel ausnahmslos alle Ungarisch lernen mussten, sondern sie haben auch das Randalieren der ungarischen Freischärlerbanden unter Pál Prónay und Iván Héjjas, die das Leithabanat (ung. Lajtabánság) ausgerufen hatten, nach der Konsolidierung an jenen Burgenland-Ungarn gerächt, die mit diesen fraternisierten. Die Bieresch-

Gesellschaft²¹ war nach 1920–1921 schwer traumatisiert, da nach dem endgültigen Schiedsspruch der Entente alle ungarischen Amtsträger das neue Burgenland Richtung Ungarn verlassen hatten. Es waren nur die Grundherren geblieben, die Esterházys, Batthyánys, Erdődys und andere, bzw. ihre Gutsverwalter. So haben viele „Bieresch“ ihr Ungarntum einfach verleugnet. Aber wenn man überlegt: was für ein Ungarntum? Zu was hätten sie sich bekennen sollen? Was hatten sie mit der Nation zu tun gehabt? Zu Hause hatten sie den lokalen ungarischen Dialekt gesprochen, aber den Kindern deutsche Vornamen gegeben: Irene, Ulrike, Inge, Gerlinde – wobei sie ihre ungarischen Familiennamen beizubehalten pflegten. Erst mit dem Tauwetter zwischen Ost und West schwand auch bei ihnen die Unsicherheit. Als für die Bewohner der grenznahen Ortschaften der Grenzverkehr erleichtert wurde, als die Österreicher kein Visum nach Ungarn brauchten, als sie regelmäßig hinüberreisen konnten, und die Burgenländer anfangen, in Ungarn Lebensmittel einzukaufen, Friseure, Kosmetiker, Bäder zu besuchen, waren sie glücklich, da haben sie aufgehört sich dafür zu schämen, dass sie „Ungarn“ sind. Aber so eine trotzig ungarische Identität, wie die der Székler in Rumänien findet man weder in Österreich noch in der Slowakei, glücklicherweise.²²

Jedes einzelne Detail dieses längeren Berichtes verdient bezogen auf Minderheiten, auf die Konstruktion von wissenschaftlichen Objekten und auf falsche Schlüsse unsere Aufmerksamkeit.

Wie die Auskunftspersonen einer sprachwissenschaftlichen Erhebung gefunden werden, ist forschungsrelevant. Welche Rolle dabei die persönlichen Interessen, die Informationskanäle eines Wissenschaftlers spielen, ist ergebnisentscheidend. Die Vorerwartungen der Auskunftspersonen können weit variieren. Einige kennen den Vorgang der Erhebung besser als diejenigen, die die Erhebung durchführen. Andere wiederum gehen mit einem prinzipiellen Verdacht auf die Interviewsituation ein, und warten auf das verräterische Detail, das anzeigt, was die Interviewer wirklich wollen. Nicht zu sprechen von der Gasthausrunde, die

²¹ Klaus Hoffer wurde im Grunde durch die Tatsache, dass das Fußvolk, die Landbevölkerung von einem Tag auf den anderen gänzlich auf sich allein gestellt wurde, zu seinem Roman *Bei den Bieresch* inspiriert. Er fikionalisiert indes eher das Surreale der Lage, nicht so sehr die politischen und historischen Implikationen. Siehe dazu auch sein Essay *Pusztavolk*.

²² Private E-Mail vom 4. März 2021. Übersetzung K. K.

vielleicht wissenschaftlich und politisch vorurteilslos, aber keinesfalls ohne Vorerwartungen den Ortsfremden gegenüber auf ein Gespräch einsteigt. Über eine „natürliche“ Gesprächssituation kann in keinem dieser Fälle gesprochen werden.

Im 2021 entstandenen Bericht wird über 1981 geredet, über eine Zeit, in der die radikalen ethnischen Säuberungen der Zwischenkriegszeit – deren Ergebnis die Vertreibung und Tötung der Juden sowie die Inhaftierung und Tötung der Roma-Bevölkerung Burgenlands war – lange Jahrzehnte zurücklagen, und auch nach den wirtschaftlich erfolgreichen 1960er Jahren, auf die die kulturell erfolgreichen 1970er folgten. 1981 erschien es also immer noch notwendig, die Bevölkerung des Burgenlandes auf Linie bringen zu müssen. 1921 erscheint dabei als der immer noch bestimmende Wendepunkt, und zwar nicht in dem Sinn, dass damals ein neues Bundesland entstand, sondern in dem, dass mit ihm die sechs Jahrzehnte später immer noch lebendigen Aggressionen verknüpft werden.

Dass die Mitarbeiter des 1974 entstandenen Instituts für Finnougristik der Universität Wien alles das vor Ort mitbekommen haben, aber nicht recht verstanden – „dass ich nachfragte“, „ich habe später erfahren“ –, zeigt, wie weit Wissenschaft und Realität voneinander entfernt sein können.

Es ging dabei um eine Volkszählung, also gar nicht um politische Wahlen oder gar eine Volksabstimmung über die staatliche Zugehörigkeit, bei denen man als Außenstehender noch verstehen würde, dass eine ähnliche Beeinflussung stattfindet – geht es bei den Letzteren doch um reale Machtverteilung, Interessen, um Eigentum, Einfluss und um die Frage, wer zur Elite gehört und wer nicht. Bei der Volkszählung hingegen geht es um Identität und Repräsentation, also um symbolische Werte. Und wie wir sehen, auch um den Schein der Homogenität.

Die in diesem abgebrochenen Gespräch sich offenbarende Problematik stellt die Wissenschaftler vor eine Entscheidung. Die Frage ist, wie weit außerwissenschaftliche, so etwa politische Faktoren in einer wissenschaftlichen Erhebung berücksichtigt werden sollen. Das Ausblenden von politisch brisanten Faktoren ist eine gängige Praxis. Das hat Professor Rédei wohl bei den Komi, wo er 1964 Feldforschung betrieb, ge-

lernt, war doch die wissenschaftliche Erforschung der sowjetischen Minderheiten damals auch alles andere als reine Wissenschaft.

Am Bericht lässt sich eindrücklich zeigen, wie relevant die Generationsunterschiede sind. Relevant ist das für das Studenten-Professor-Verhältnis, für Attila Dobó und Mutter resp. noch mehr Großmutter mit der „wunderbar schönen“ Sprache. Noch relevanter ist das für die um 1920 geborene Auskunftsperson einerseits und für „die Alten, die es erlebten, was hier nach der ungarischen Zeit war“ andererseits. Erschütternd ist aber, dass der Sohn der Auskunftsperson die Brisanz der Problematik ganz genau sieht, und weiß, da sind wieder „irgendwelche Herren“ aus der Hauptstadt, mit denen man nicht spricht – entweder weil sie einem die Pension wegnehmen oder gar einen abschieben, oder weil man so mitten in einen nach wie vor bestehenden Konflikt gerät, in dem man nur den Kürzeren ziehen kann. Die Überlebensstrategie im Dorf hat 1981 für alle erwachsenen Generationen dasselbe bedeutet: das Schweigen.

Wie die Mehrheit einer durch Mehrheit bestimmten politischen Kultur mit ihren Minderheiten umgeht, macht deutlich, wie sie beschaffen ist. Wie ein Autor seine Identität konstruiert, welche Elemente dieser Identität er verstärkt, in der Schwebelässt und unterdrückt – also verschweigt oder verändert – charakterisiert nicht allein den Autor, sondern auch das Werk, das diese Identität trägt.

Beide Fallbeispiele, die Minderheitenidentität einer Schriftstellerin und die gesellschaftliche Kontrolle bei der sprachwissenschaftlichen Feldforschung diesseits und jenseits der Grenze zwischen Burgenland und Westungarn, machen dasselbe deutlich: dass falsche Schlüsse integrierter Teil der kulturellen Produktion sind. Wissenschaft unterscheidet sich darin von Pseudowissenschaft, dass sie ihre systemimmanenten Probleme nicht ignoriert oder gar verschleiert, sondern reflektiert, und zwar über die enge Grenze der spezialisierten Einzelbereiche Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft hinaus, indem die Methoden und Erfahrungen der Kulturwissenschaften herangezogen werden.

Bibliografie

- Claussen, Christine. 1999. Schluss mit dem Unglück. Mit ihrem ersten Buch schrieb Terézia Mora sich die Kindheit vom Leib. Der Stern traf die Bachmann-Preisträgerin in ihrer ungarischen Heimat. *Stern* 40. 1999. 292f.
- Hoffer, Klaus. 1991. *Pusztavolk*. Graz: Droschl.
- Kramatscheck, Claudia. 2001. Seltsame Materie. *Deutschlandfunk*.
- Kramatschek, Claudia. 1999. Wütende Idylle. Eine junge ungarische Autorin schreibt auf deutsch – und erinnert sich an Schrecken der Kindheit. *Vogue* 10. 179.
- Mayer Hacker, Helen. 1951. Women as a Minority Group. In *Social Forces* 30 (1). 60–69.
- Mora, Terézia. 2007. *Das Kreter-Spiel*. www.tereziamora.de/downloads/Kreter-Spiel.pdf.
- Mora, Terézia. 2012. Hirn-mit-Nier'n-Suppe. In Angelika Overath et al. Hrsg. *Tafelrunde. Schriftsteller kochen für ihre Freunde. Rezepte und Geschichten*. München: Luchterhand.
- Mora, Terézia. 2014. *Nicht sterben*. München: Luchterhand.
- Mora, Terézia. 2016. *Der geheime Text*. Wien: Sonderzahl.
- Mora, Terézia und Fiziker, Róbert. 2016. Fertőrákos 274 hsz. Sopron vm. *Soproni Szemle* 4.
- N.N. 2005. Ich bin ein Teil der deutschen Literatur, so deutsch wie Kafka. Interview mit Terézia Mora, Imran Ayata, Wladimir Kaminer und Navid Kermani. *Literaturen*. April 2005. 26–31.
- N.N. 2013. Esterházy fordítója kapta a Német Könyvdíjat. *Magyar Nemzet*. 7. Oktober 2013.
- N.N. 2015. Néha azt kell használni, amit nagyon jól tud az ember, néha azt, amit nem annyira. *Irodalmi Szemle*. Bratislava. Siehe irodalmiszemle.sk/2015/10/neha-azt-kell-hasznalni-amit-nagyon-jol-tud-az-ember-neha-azt-amit-nem-annyira/
- Weidermann, Volker. 2004. Aus einer anderen Welt. Im Vergleich zu ihr sind alle anderen gleich: Die ungarisch-deutsche Schriftstellerin Terézia Mora hat ihren ersten Roman geschrieben. *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* 8. August 2004. 27.